

Marita Fritz

Thema der Dissertation:

Benachteiligung in Familie und Gesellschaft aus der Sicht körperbehinderter Erwachsener

1. Forschungsfragestellung:

Der Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit ist die These, dass die gesellschaftliche Wertstellung eines Menschen nach wie vor überwiegend durch seine Stellung im System der gesellschaftlichen Arbeit bestimmt ist. Wenn dies so ist, stellt sich die Frage, wie die Chancen der Teilnahme an bezahlter Arbeit verteilt sind. Gibt es Gruppen von Menschen, die bereits systematisch geringere Chancen beim Einstieg in das Berufs- und Arbeitsleben haben?

Entwicklungsverläufe und Chancen in einer Gesellschaft und damit auch im Beschäftigungssystem sind genuine Problemstellungen der Soziologie. Erkenntnisziel dieser Arbeit ist es herauszufinden, ob behinderte und im besonderen körperbehinderte Menschen, deren Behinderung seit der Geburt besteht, ihren gesellschaftlichen Stellenwert selbst vorwiegend über bezahlte Arbeit definieren oder ob sie Chancen und Benachteiligungen stärker in anderen Lebensbereichen sehen und erfahren haben. Hierin eingebettet sind Fragen wie:

- Was bedeutet die abweichende äußere Erscheinung eines Körperbehinderten für sein soziales Leben?
- Was sind seine prägenden Empfindungen und immer wiederkehrende zentrale Erlebnisse?
- Wie reagieren die Familien auf die Behinderung des neuen Familienmitgliedes (Kindes)?
- Wie verhalten sich andere Menschen gegenüber der Behinderung und gegenüber dem Behinderten?
- Welches sind die Faktoren, die aus der Sicht der Betroffenen zu Zurückweisungen und Ablehnungen ihnen gegenüber führen?

2. Begründung der Themenwahl

Mit dem Thema „Behinderung“ beschäftige ich mich bereits seit vielen Jahren. Ich habe eine Tochter im Alter von jetzt 31 Jahren, die mit einer MCD (minimale cerebrale Dysfunktion) geboren wurde und deren Sozialisationsprozess, sowohl in der Familie als auch in der Schule und im Berufsleben auf Grund ihrer Behinderung nicht als „Normalbiographie“ bezeichnet werden kann. Die wissenschaftliche Arbeit an dieser Thematik hat mich in die Lage versetzt - jenseits der persönlichen Betroffenheit - die Probleme Behinderter, aber insbesondere die Schwierigkeiten der Nichtbehinderten im Umgang mit Behinderten zu erfassen, sie zu begreifen und die Ursachen für diese Schwierigkeiten nachvollziehen zu können und deshalb zu verstehen.

Meine Diplomarbeit „Schulische Integration behinderter Kinder“ behandelte die Frage, welche Wege begangen werden können, um die soziale Akzeptanz von Behinderten in der Gesellschaft zu vergrößern. Die genauere Ursachenanalyse von Diskriminierung im Allgemeinen und von Behinderten im Besonderen ist eine notwendige – noch keine hinreichende - Bedingung, damit auf diesem Feld Fortschritte erreicht werden können. Ich darf daran erinnern, daß die Zahl von Behinderungen, noch unabhängig von der demographischen Entwicklung, in den letzten Jahrzehnten ständig zugenommen hat.

3. Methodisches Vorgehen

Die in der Arbeit verwendete Methode i.e.S. ist die von qualitativen Befragungen von lebenslang Körperbehinderten. Ziel ist es, die subjektive Sicht ihrer Erfahrungen mit ihrem „Anderssein“ zu erfassen, aber ebenfalls ihre eigenen Lebensentwürfe und ihre Sicht zu Veränderungsmöglichkeiten kennenzulernen. Dafür habe ich einen nicht-standardisierten Interviewleitfaden entwickelt, der alle Lebensbereiche thematisiert, die die Lebensgeschichte des behinderten Menschen maßgeblich geprägt haben. Die Fragen wurden offen formuliert, so dass die Befragten die Möglichkeit hatten, mit ihren eigenen Worten und Begriffen ihre unterschiedlichen Erfahrungen und spezifischen individuellen Bewältigungs- und Bewertungsformen und –strategien zu beschreiben und zu erläutern.

Die Suche nach geeigneten InterviewpartnerInnen gestaltete sich äußerst schwierig. Aus der sehr heterogenen Gruppe von behinderten Menschen, mit denen ich Kontakt aufnahm – heterogen hinsichtlich der Art und Schwere der Behinderung – habe ich sechs sichtbar Körperbehinderte (zum Teil geburtsgeschädigt, zum Teil frühkindlich erworbene Schädigung) ausgewählt und ihre Lebensläufe detailliert aufgezeichnet.

Das erste Interview führte ich mit einer weiblichen Interviewpartnerin. Die eingangs erwähnte These über Diskriminierungen von sichtbar Körperbehinderten im Berufsleben wollte ich in den Mittelpunkt stellen. Ich nahm an – vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungen - dass die Familie für ein behindertes Kind eine Art sozialer Schonraum, geprägt von elterlicher Liebe und Fürsorge ist, und die ersten sozialen Benachteiligungen erst in der Schule erfahren werden, sich dann in weiteren Lebensabschnitten fortsetzen und ihre stärkste Ausprägung und Auswirkung im Berufsleben erhalten. Durch die Erzählungen dieser Interviewpartnerin kam ich allerdings sehr schnell zu einer anderen Erkenntnis. Das Berufsleben verlief bzw. verläuft relativ problemlos für die Probandin. Sie schildert, dass sie immer ein „Quäntchen“ Glück bei Bewerbungen und Einstellungen hatte. Auch die Schulzeit verlief ohne nennenswerte Benachteiligungen. Sie hatte eine normale Regelschule besucht. Die größte Beschädigung oder Diskriminierung hat sie nach ihrem Empfinden in der Familie erfahren. Zunächst konnte ich nach diesem ersten Interview meine Eingangsthese noch aufrecht erhalten. Aber auch die folgenden Interviews verliefen ähnlich. Die stärksten Diskriminierungen erlebten auch diese Probanden ebenfalls nicht im Arbeitsleben. Da ich aber methodisch mit offenen Fragen arbeitete, ließ ich mich sehr viel stärker als ich es vorgesehen hatte, durch die Erfahrungsberichte der ProbandInnen leiten, die andere Schwerpunkte setzten, die sich aber in ihrer Betonung vergleichen lassen.

4. Ergebnisse

Der Vergleich der Deutungsmuster hat gezeigt, dass die von mir zu Beginn aufgestellte Hypothese sich nicht bestätigt hat. Alle Befragten verfügen über Erfahrungen von Benachteiligungen und Diskriminierungen, unabhängig von der Art und Ausprägung der Behinderung. Was sich jedoch bei der Auswertung der Interviews mehr und mehr herauskristallisierte war eine völlig andere Gewichtung hinsichtlich des Verhältnisses von Arbeitswelt auf der einen und den familiegeprägten Phasen auf der anderen Seite.

Die stärkste subjektive Betroffenheit weist der Kontext „Kindheit und Familie“ auf. Hier erleben die Interviewten die Benachteiligungen, die ihren – aus ihrer subjektiven Sicht - gesellschaftlichen Stellenwert beschädigt haben. Sie entsprechen nicht den Erwartungen und Vorstellungen der Eltern über „Normalität“, was vielfach gleichgesetzt wird mit der Fähigkeit, das Leben angemessen und autonom zu gestalten. Das führt dazu, dass sich die

Behinderten, solange sie in der Familie waren, extrem angepasst haben, gehorsam waren und sich nicht gegen die Bevormundungen der Eltern zur Wehr setzten. Erst außerhalb der Familie, auch im räumlichen Sinne sowie im fortgeschrittenen Erwachsenenalter gelingt es ihnen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Im schulischen Kontext sprechen sie fast ausnahmslos davon, dass es Diskriminierungen von Seiten der Mitschüler nicht gegeben habe. Erste Ausgrenzungen verspürten sie jedoch mit Beginn der Pubertät. Das Verhältnis der ProbandInnen zu ihren nichtbehinderten MitschülerInnen hatte in den ersten Schuljahren gezeigt, dass sie durchaus fair und kameradschaftlich miteinander umgehen. Sie bildeten auch Freundschaften mit Nichtbehinderten, unabhängig von der Art und Schwere ihrer Behinderung also in einer Zeit, bevor die „üblichen“ gesellschaftliche Wertungen den unbefangenen Umgang miteinander erschweren.

Der Weg der Berufsfindung ist nicht einfach, aber nach gefällter Entscheidung einen Arbeitsplatz zu finden; war er nicht schwerer als für Nichtbehinderte. Mit einer Ausnahme verfügen sogar alle über einen gesicherten Arbeitsplatz, sind also in einer Situation, die unter dem Gesichtspunkt der hohen und langandauernden Arbeitslosigkeit auch unter Nichtbehinderten nicht mehr die Norm ist. Es wurde nicht untersucht, ob dies u.a. auf die Schwerbehindertengesetze zurückzuführen ist.

Die typischen gesellschaftlichen Wertungen gegenüber Behinderten zeigen sich deutlich im Kontext „Freunde, Partnerschaft und Mitmenschen“, in dem alle Befragten über negative Erfahrungen verfügen. Im Unterschied zu ihrer Vorschul- und Schulzeit begegnen sie in der Erwachsenenwelt vielfachen Verhaltensweisen und Vorurteilen, die Benachteiligungen, Diskriminierungen und Stigmatisierungen ausdrücken oder dazu führen. An solche Ereignisse erinnern sich alle ProbandInnen, werden von ihnen aber als Kollektivschicksal aller Behinderten gedeutet. Sie haben deshalb für sie nicht das Gewicht wie die Benachteiligungen und Diskriminierungen, die sie durch die Familie erfuhren und die sie deshalb sehr viel „persönlicher“ nehmen.